

Uschi Glas
Ein Schätzchen war ich nie

USCHI GLAS

mit Olaf Köhne und Peter Käfferlein

*Ein
Schätzchen
war ich nie*

mosaik

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden von der Autorin und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung der Autorin beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2024

Copyright © 2024 Mosaik Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Martha Wilhelm

Umschlag: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: Dieter Mayr

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

AR · IH

ISBN 978-3-442-39431-9

www.mosaik-verlag.de

Inhalt

Vorwort – Vorsicht Glas!	9
Der Blick in den Spiegel	15
Eine kleine Rebellin, immer schon	24
Mutterkind	33
Das Schweigen meines Vaters	42
Nomen est omen?	50
Freiheit schwarz auf grau	57
Schnittstellen	63
Ohne Vorbehalt	71
Das Schätzchen kommt und bleibt	78
Anziehend ausgezogen	84
Ich wollte niemandem gehören	89
Frauenbewegt	97
Zerrissen zwischen Roy und Gerd	107
Mein Freund, der »Edel-Kommunist«	115

Vorleben und lieben	120
»Uschi Provocazione«	128
Wir sehen uns in Kiew	133
Aufstehen und weitermachen	139
Fünf Kinder, drei Hunde und Oliver Kahn	144
Am seidenen Faden	162
Wag es nicht!	170
Worte können Waffen sein	173
Wie machen Sie das?	179
Der letzte Kaiserschmarrn	185
Eine Frage der Mathematik	194
Eine Radiosendung, die mein Leben veränderte	206
Fack ju Schätzchen	213
Und jetzt?	218
Danke	220
Bildnachweis	224

*»Entscheidend ist doch,
was man aus seinem Leben macht.
Und die Liebe,
sie ist das Wichtigste.«*

Elmar Wepper

Vorwort – Vorsicht Glas!

Wie war ich eigentlich auf einem roten Plüschsofa in einer dunklen Holzkiste gelandet?, fragte ich mich, während ich im nächsten Moment schon rumpelnd auf die Bühne geschoben wurde. Außen an die Holzkiste hatte man ein großes Schild mit der Aufschrift »Vorsicht Glas« geklebt. Es war der 1. Juni 1972, die Premiere der Samstagabend-show *Hätten Sie heut' Zeit für mich?* zur besten Sendezeit live im deutschen Fernsehen. Mein Verschlag wurde aufgestemmt, und vor mir stand Moderator Michael Schanze (ein lieber Freund, mit dem ich im selben Jahr auch den Kinofilm *Die lustigen Vier von der Tankstelle* drehte). Der »Vorsicht Glas«-Gag ging auf. Unter dem Applaus des Studiopublikums entstieg ich der Kiste und fiel Michael in die Arme. Anschließend hatte ich einen Gesangsauftritt mit der Giorgio-Moroder-Produktion »Denn ich liebe diese Welt«. Ich war 28 Jahre alt, und diese Zeile, die ich da sang, entsprach meinem Lebensgefühl.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit diesem Fernsehabend vergangen. Die beiden Worte – *Vorsicht Glas* – aber blieben haften und wurden so etwas wie mein Slogan, ein Running Gag, der mir immer und überall begegnete. Nicht weil ich so ein zerbrechliches Wesen wäre (bloß nicht schütteln, geht kaputt). Nein, im Gegenteil: Mir eilte schon in jungen Jahren der (berechtigte) Ruf voraus, dass ich mir nicht

alles gefallen ließ. Ich widersprach, wenn mir etwas nicht in den Kram passte, und ich erlaubte mir, eine eigene Meinung zu haben und diese auch auszusprechen. Und das als Frau! In dem Alter! Was bildet sich diese Glas eigentlich ein?!, dachten viele, meistens Männer. Aber so war ich schon immer. Ich kann nicht raus aus meiner Haut – und ich will es auch nicht. Im Grunde schwamm ich in allen Lebensphasen gegen den Strom, auch wenn ich mir dadurch manches mit Anlauf und Ansage verbaute. Schon als Kind war ich, wie mein Vater leidvoll erfahren musste, immer auf Gegenkurs. Sagte er »hü«, sagte ich »hott«. Sagte er: »Keine Fragen mehr, Schluss jetzt«, dann sagte ich: »Moment, kann ich bitte erst mal in Ruhe nachdenken?«

War ich von etwas nicht überzeugt (und damit meine ich nicht nur meinen Beruf), konnte man mir 100-mal versuchen einzureden, wie gut und wichtig es angeblich sei: »Mach's einfach, diskutier nicht ewig rum. Hinterher erinnert sich eh kein Mensch dran.« In dem Moment gingen bei mir alle Alarmsirenen los. Nein und nein, ich machte es eben nicht. »Wunderbar«, war meine Antwort, »dann mach du es doch so, ich mach es anders«, und so ließ ich mich zu nichts überreden, was nicht meiner Meinung entsprach.

Wenn jemand ungerecht oder von oben herab behandelt wird, kann ich fuchsteufelwild werden. Intrigen und üble Nachrede sind mir zuwider. Eine kleine Beobachtung öffnete mir früh die Augen dafür, wie die Schauspielbranche tickt. Wegen der Dreharbeiten für *Das große Glück*, eine meiner ersten Hauptrollen nach *Winnetou und das Halbblut Apanatschi*, war ich nach Wien gefahren. An einem der ersten Drehtage wartete ich mit ein paar Kolleginnen gerade im Maskenraum, als die Tür aufgerissen wurde und eine bekannte Schauspie-

lerin hereinwehte. Alle anderen ignorierend nahm sie ihren Maskenplatz ein und fing sofort ein Gespräch mit der Kollegin neben ihr an. »Liebes, ich hab dich gestern im Theater g'sehn. Du warst ja *so* gut. Selten warst du *so* gut. Das ist mir *so* zu Herzen gegangen. Nein, ich kann es dir gar nicht sagen. Und ausgeschaut hast du *so* gut!« Voller Überschwang ging es weiter, und die Gelobte erblühte sichtlich. Irgendwann war sie fertig geschminkt und verließ beschwingt die Maske. Kaum war die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen, drehte sich diejenige, die gerade noch mit Komplimenten um sich geworfen hatte, zu uns um und verzog angewidert das Gesicht: »Mei, was war die schleeeecht. Und wie schlimm die ausg'schaut hat, so schiach!« Ich war geschockt und dachte nur: Wie werden die gleich mich in die Pfanne hauen, sobald ich draußen bin? Am besten verlasse ich nie mehr diesen Maskenraum. Im Nachhinein denke ich, ich hätte dem Lästermaul die Meinung sagen sollen, aber so ein böses Reden und Lästern war mir bis dahin wirklich fremd. Damals schwor ich mir: Egal, was passiert, so wie die bist du nicht, und so wirst du auch nie werden. Und beim nächsten Mal machst du die Klappe auf.

»Vorsicht Glas« hieß es auch oft, wenn ich neu an einen Drehset kam. Keiner sprach es offen aus, aber ich spürte, wie man um mich herumschlich. Das waren die zwei Seiten der Medaille. Für die einen war ich die, die den Mund aufmachte, für die anderen die mit Haaren auf den Zähnen. Dass ich ungewollt junge Kolleginnen verschreckte, tut mir leid. »Ich hatte anfangs richtig Schiss vor dir«, hörte ich nicht nur einmal. »Keine Sorge, ich beiße nicht«, meinte ich. Spätestens dann war das Eis gebrochen.

Mein Uschi-in-the-Box-Moment bei Michael Schanze ist nun schon eine Weile her. Mein Leben bestand aus vielen

schönen, aber auch schwierigen Zeiten, und ich frage mich manchmal: War es das alles wert? Die vielen Kämpfe und Konflikte? Ja, das war es. Auch wenn ich feststelle, dass ich heute gelassener bin als früher und mich insgesamt weniger aufrege. Ich bin glücklich und dankbar dafür, mein Alter – gesund – erreicht zu haben. Ich sehe keinen Grund, die 80 zu verheimlichen oder verdrückt damit umzugehen. Gegenüber denjenigen, die mit dem Alter kokettieren – »Ach, ich will gar nicht so alt sein«, »Ich will keine 60, 70, 80 werden« –, lautet meine Standardantwort mittlerweile: »Dann musst du halt vorher sterben.« Das wäre dann wenigstens konsequent. Schöner formuliert könnte man sagen: »Die young, stay pretty«, so wie Debbie Harry (Blondie) es schon 1979 sang. Debbie Harry, die im nächsten Jahr auch die 80 knackt, hat sich übrigens nicht daran gehalten und ist immer noch eine wunderschöne Frau.

Ich wollte niemandem gehören, keinem Land, keiner Bewegung und auch keinem Mann. Ich wollte niemals im Gleichschritt gehen, nur weil alle anderen etwas auf dieselbe Art machten. Ich wollte selbstständig sein und unabhängig, mein eigenes Geld verdienen und keinem Rechenschaft ablegen müssen. Ich wollte auch Erfolg, dafür gab ich vieles, und manches gab ich auch auf. Die Frauenrollen, die ich am liebsten verkörperte, waren Hoffnungsträgerinnen und Kämpferinnen mit der Einstellung: Egal, wie weit unten du bist, du kannst aufstehen und es wieder nach oben schaffen.

Im realen Leben habe ich – unbewusst – die Nähe zu solchen Frauen gesucht. Auch von ihnen werde ich erzählen, von ihrem Mut und ihrer Haltung. Ihnen möchte ich in diesem Buch ein kleines Denkmal setzen. Ich habe das Gefühl, immer weniger Menschen trauen sich heutzutage, Po-

sition zu beziehen und für etwas einzustehen – aus Sorge, in einen Shitstorm zu geraten. Auch ich bekam im Laufe meines Lebens viel Gegenwind und bin nicht selten auf die Nase gefallen, aber eines habe ich gelernt: Widerspruch lohnt sich.

Der Blick in den Spiegel

Zwengerl, abends musst du in den Spiegel schauen können.« An diesen Satz meines Vaters denke ich jeden Tag.

Das Zwengerl, das war ich, denn ich war das jüngste von vier Kindern, geboren am 2. März 1944 im niederbayerischen Landau an der Isar. Ich hatte drei ältere Geschwister, zwei Schwestern, Heidi und Sigrid, und einen Bruder, Gerhard. Meine Mutter Josefa war Hausfrau, mein Vater Christian Buchhalter.

Das Verhältnis zu meinem Vater war ambivalent, mit guten und weniger guten Phasen, manchmal standen wir uns nah, dann wiederum hatten wir uns entfremdet. Über viele Jahre war die Beziehung konfliktgeprägt, angefangen in meiner aufmüpfigen Kindheit, nahtlos übergehend in eine rebellische Jugend. Aber manchmal, wenn wir uns wieder einmal ganz heftig in die Haare bekommen hatten, weil mein Vater mich einfach nicht verstehen wollte, schaute er mich plötzlich an und sagte: »Ach, Zwengerl, du musst selbst wissen, was du tust, solange du abends in den Spiegel schauen kannst.« – »Was redest du da?«, sagte ich in meiner Wut oder dachte es zumindest.

Aber heute weiß ich, der Spruch meines Vaters ist ein wunderbarer Ratschlag, so schlicht und wahr. Egal, wie du handelst, was du redest oder wie du denkst, am Abend eines Tages musst du Bilanz ziehen und ehrlich mit dir sein: Hast

du andere so behandelt, wie du selbst behandelt werden möchtest? Oder warst du eine Schlange, warst unverschämt, hast dich schlecht benommen? Bist du mit dir im Reinen? Was ist gut gelaufen, was hast du falsch gemacht?

Das gilt für das Klein-Klein des Alltags ebenso wie für das große Ganze. Wenn ich zum Beispiel mit dem Auto unterwegs bin und jemand zeigt mir den Vogel, dann würde ich am liebsten spontan aus dem Fenster brüllen und mich beschweren. Stattdessen sage ich mir: Moment! Was habe ich davon? Und dann grinse ich zurück und sage: »Ja, auch Ihnen einen schönen Tag.« Dann ist der Groll verschwunden, und ich trage ihn nicht mit mir nach Hause. (Klappt aber nicht immer, manchmal schimpfe ich zurück.)

Als ich nach meiner ersten Hauptrolle in *Winnetou und das Halbblut Apanatschi* plötzlich im Rampenlicht stand, war die Gefahr groß, die berühmte Bodenhaftung zu verlieren. Erfolg verführt zu schlechtem Benehmen. Warum? Weil man es sich leisten kann und die anderen einem alles durchgehen lassen und einem jeden Wunsch von den Lippen ablesen. Ob du zu einem Termin pünktlich kommst oder zwei Stunden zu spät bist und alle warten lässt – ist doch egal. Denn du bist der Star. Deinetwegen stehen die Menschen Schlange vor den Kinos. In dieser Situation musste auch ich lernen, mich selbst zu kontrollieren, indem ich mir immer wieder sagte: »Es geht nicht um dich als Menschen, du bist gefragt, weil du gerade erfolgreich bist. Morgen kann die Welt schon wieder anders aussehen.« Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht mit irgendwelchen Spinnereien und Allüren anzufangen. Was nicht leicht ist, wenn ein kleiner Teufel auf deiner Schulter sitzt und dir einflüstert: »Du darfst das. Mach es.« In solchen Momenten dachte ich an den Satz mei-

nes Vaters. Wenn ich dann in den Spiegel schaute, sah ich nicht mehr den Star von der großen Leinwand, sondern wieder das Zwergerl aus Landau.

Seitdem habe ich mir angewöhnt, jeden Abend meine kleine Bilanz zu ziehen und die Erlebnisse, Erfahrungen, Begegnungen des Tages zu reflektieren. Ich halte Zwiesprache mit mir selbst und versuche, dabei nichts schönzureden. Natürlich denke ich in solchen Momenten auch an meine Liebsten. Geht es unseren Kindern gut, sind die Enkel wohlauf? Aber man blickt ja zum Glück über den eigenen Tellerrand hinaus (sollte man zumindest). Wenn ich heute über den zurückliegenden Tag nachdenke, überwiegen Sorgen, denn das, was wir gerade in unserer Gesellschaft erleben, treibt mich um, und so geht es, denke ich, den meisten Menschen. Das meine ich mit dem »großen Ganzen«. Was ist passiert, dass viele Leute nicht mehr in der Lage sind, die Meinung Andersdenkender zu ertragen oder zu akzeptieren? Man muss ja nicht alles gut finden, aber warum die anderen gleich niedermachen, fertigmachen, hassen? Warum verstehen wir uns denn nicht mehr? Gleichzeitig nehme ich eine große Resignation wahr. Viele stecken lieber den Kopf in den Sand, sie wollen nichts mehr von Krisen und Kriegen hören. Aber macht es das denn besser? Was wir ausblenden, findet in der Realität trotzdem statt. Das sind Fragen, mit denen ich mich intensiv beschäftige.

Ich war schon immer ein politisch denkender und interessierter Mensch. Politik spielte in meinem Elternhaus eine große Rolle, ausgehend von meinem Vater, einem Sozialdemokraten mit Leib und Seele, dessen Überzeugungen ich allerdings nur selten teilte. Wer mich ein bisschen kennt, weiß, ich habe mit meiner Meinung nie hinter dem Berg ge-

halten und eckte hier wie dort an. Für die Linken war ich die »schwarze Ziege«, für die Rechten die Querulantin, die sich in alles einmischen muss.

Ich kam im vorletzten Kriegsjahr zur Welt. 14 Monate sollte der Krieg noch andauern. Unsere niederbayerische Region, Landau und Umgebung, lebte hauptsächlich von der Landwirtschaft. Industrie gab es kaum, weshalb Landau von den massiven Bombardierungen, wie es sie in anderen Regionen und Städten gab, weitestgehend verschont geblieben war. Ein Mahnmal des Krieges war noch lange nach 1945 die Stahlruine der Isarbrücke im Herzen Landaus. In den Wirren der allerletzten Kriegstage hatten deutsche Soldaten auf Befehl der SS die Brücke gesprengt. Ich kann mich gut daran erinnern, wie wir als Kinder verbotenerweise zwischen ihren Überbleibseln herumschwammen. Für uns war das ein Abenteuer, die Lebensgefahr nimmt man in dem Alter ja nicht wahr.

Ich wuchs auf im Nachkriegsdeutschland, dem Wirtschaftswunderland Bundesrepublik Deutschland. Es war der Beginn unserer jungen Demokratie. Als ich 1965 zum ersten Mal bei einer Bundestagswahl mitwählen durfte (CDU-Ludwig-Erhard trat an gegen SPD-Willy-Brandt), empfand ich den Urnengang selbst als etwas Besonderes. Das Wählen war für mich als junge Frau auch Teil meines Erwachsenwerdens. Ich habe niemals *nicht* gewählt. Wählen war mir nie »lästig«, sondern immer ein Privileg. Ich war mir meiner Verantwortung bewusst. Die Demokratie ist angewiesen auf das Volk, auf mündige, engagierte, couragierte Bürgerinnen und Bürger, und es ist nicht zu viel verlangt, alle vier Jahre zur Wahl zu gehen, oder? Das Argument: »Ich wähle nicht, um es

denen da oben mal zu zeigen«, ist – Verzeihung – nur dämlich. Und zu protestieren, indem man Parteien wählt, die das Wählen am liebsten abschaffen möchten, grundgefährlich. Freie Wahlen, Meinungs- und Pressefreiheit, das demokratische System – das alles ist nicht gottgegeben und schon gar nicht selbstverständlich, auch wenn wir das lange glaubten. Aber es gibt keine Garantie. Mir ist es ein Anliegen, Stellung zu beziehen und mit meiner Stimme dazu beizutragen, dass wir alle weiterhin frei leben können, egal welche Hautfarbe, Religion oder sexuelle Orientierung jemand hat. Wir dürfen Fremde nicht ausgrenzen, müssen aber darauf pochen, dass die Werte, auf denen unser friedliches Zusammenleben beruht, von allen eingehalten werden. Ohne falsche Toleranz. Ohne Fremdenhass.

Ich hatte das Privileg, viel von der Welt zu sehen, andere Länder, Kulturen und Mentalitäten kennenzulernen, bin früh gereist, nach Italien, England, Frankreich, Spanien, obwohl meine Eltern nicht gerade viel Geld besaßen. Irgendwie bekam ich es hin. Reisen war damals noch etwas Exotisches. Man war in der *Fremde*. Die Erfahrung, selbst fremd in einem Land zu sein, nimmt einem die Angst vor *den Fremden*. Damals, ich rede von den 60er-Jahren, waren wir Deutsche längst nicht überall willkommen. Der Zweite Weltkrieg lag erst wenige Jahre zurück. Am liebsten war es mir, wenn man mich im Ausland nicht sofort als Deutsche identifizierte. Wenn man dann doch mit der Vergangenheit konfrontiert wurde, fühlte es sich demütigend an. Denn da war immer dieses Schuldgefühl in einem.

Vor mehr als 50 Jahren besuchte ich zum ersten Mal Israel und bin seitdem viele Male in dem Land gewesen, das mich von Anfang an fasziniert hat. Ich reiste mit einer Freundin